



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 6. Das Alumnat

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

6. Das Alumnat



Das Priesterseminar wird in Breslau Alumnat genannt. Die Anstalt besitzt so viel Vermögen, daß sie den Zöglingen teils halbe, teils ganze Freistellen gewähren kann. Der Rektor pflegt den Alumnen einige Zeit nach dem Eintritt zu sagen, da sie einander ohne Zweifel besser kennen, als er sie kenne, so möchten sie selbst unter einander bestimmen, wer die ganzen Freistellen bekommen sollte; auch mir wurde von meinen Kameraden eine zugesprochen. Der Kursus dauert von Anfang Oktober bis Ende Juni.

Die drei Vorsteher sind zugleich Lehrer. Der erste, der Pater Rektor titulirt wird, war damals der Kanonikus Sauer. Unter allen frommen Menschen, die ich kennen gelernt habe, ist er der einzige, den ich heilig zu nennen wagen möchte: eine hohe, hagere Gestalt, ein durchgeistigtes Gesicht, eine Persönlichkeit, die man für unfähig hält, ein eignes irdisches Interesse zu verfolgen und etwas anderes als Gottes Willen und das Heil der Seelen zu wollen, heiliger Eifer und überquellende Liebe, ein edler Anstand im Benehmen, ohne eine Spur von jenen Lächerlichkeiten und Abgeschmacktheiten, zu denen die Frömmigkeit einfältige und plumpe Geister verleitet — so war der Mann. Er trug Pastoraltheologie vor, und jedes Wort von ihm ergriff wie eine Offenbarung. Er kannte die Welt zu gut, als daß er uns Hoffnung auf große Erfolge hätte machen sollen, aber drei Klassen von Menschen, sagte er, werden Ihnen bleiben: die Armen, die Kranken und die Kinder. Das trifft heute höchstens noch zu einem Drittel zu, da die Armen teils der Sozialdemokratie, teils dem Büttel, die Kinder aber dem Staate gehören. Dagegen wird ein anderes Wort von ihm bis ans Ende der Tage Geltung behalten: mag ein Mensch noch so verdorben sein, so lange er noch einen einzigen andern Menschen liebt, ist er nicht verloren. Sauer unterrichtete auch im Ritus und in der pfarramtlichen Geschäftsführung. Seine Richtung nach oben hinderte ihn nicht, sehr praktisch zu sein und eine vortreffliche Anleitung zur Verwaltung des Pfarramts zu schreiben. Die Verwaltung des Kirchenvermögens und die Schulaufsicht waren von Friedrich dem Großen so vortrefflich geordnet, und die Bestimmungen des Staates waren mit den Diözesaneinrichtungen zu einem

so wohlgefügt und durchsichtigen Gebilde verschmolzen, daß die Einführung in diese (nach 1870 zerstörte) Ordnung, wo man bei jedem Schritt festen Boden unter den Füßen fühlte, Vergnügen bereitete. Bei den ältern Pfarrern, die aus der rationalistischen Zeit stammten, und ihrem Anhang in den Gemeinden war Sauer nicht beliebt; sie behaupteten, er schicke ihnen Fanatiker als Kapläne. Sauer und Fanatismus! Aber freilich, heiligen Eifer wollte er entzünden, und in unedlern Naturen pflegt der heilige Funke zum verheerenden Brande oder zu einem Feuerwerk lächerlicher Sprühtaufelchen zu werden. Er wußte manche hübsche Anekdote zu erzählen von Kaplänen, die sich zur Rechtfertigung ihrer Dummheit auf ihn berufen hatten. Selbstverständlich warnte er vorm Alkohol, und das einmal hatte er hinzugefügt: besonders wenn Sie durch irgend eine Leidenschaft ohnehin erregt sind, dann trinken Sie um Gottes willen nicht noch Wein dazu; haben Sie z. B. einmal mit dem Pfarrer Streit, wie das ja vorkommt, und die Hitze, in die Sie geraten, erregt Ihnen Durst, so trinken Sie hübsch Wasser. Ein Kaplan nun verwickelte sich bei Tisch in einen Zank mit seinem Pfarrer. Plötzlich stürzt er das vor ihm stehende Glas Wasser hinunter und ruft: Anna, ein Glas Wasser! Dies trinkt er ebenfalls aus, schreit wieder: Anna, ein Glas Wasser! und so noch mehreremale. Der Pfarrer sieht ihm verwundert zu und sagt endlich: Sie sind wohl verrückt geworden? Der antwortet: Ja, der Pater Rektor hat gesagt, wenn uns der Pfarrer so ärgert, sollen wir viel Wasser trinken.

Spiritual war Dr. Franz Lorinser, ein Sohn jenes edeln Arztes, der 1836 durch sein Schriftchen: Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen den Anstoß zu einer noch heute fortwirkenden wohlthätigen Bewegung gegeben und später in der Bekämpfung des oberschlesischen Hungertyphus hervorragendes geleistet hat. Franz Lorinser war unansehnlich von Gestalt, bescheiden und weltmännisch fein im Benehmen, ein tüchtiger Musiker, in der Litteratur bekannt als Übersetzer aus dem Spanischen und dem Sanskrit (Bhagavad-Gita) und als Theologe Jesuit. Er hatte in dem von Jesuiten geleiteten Collegium germanicum zu Rom studirt, sich längere Zeit in Spanien aufgehalten, trug uns die Moral nach Gury vor und empfahl uns die Summa des Thomas von Aquino als Norm für unsre Studien. Es wird den Lesern nicht angenehm sein — aber da das in diesem Zusammenhange nicht zu umgehende Geständnis, daß ich selbst zu den durch die Jesuitenmoral verdorbnen gehöre, nun einmal heraus ist, so bleibt doch wohl nichts übrig, als ein paar Worte über das brenzliche Thema zu sagen. Das entscheidende liegt in dem Umstande, daß die „Jesuitenmoral“ gar keine Moral ist — was man gewöhnlich unter Moral versteht. Gury, Viguori und die berühmtesten Kasuisten sind weder dazu bestimmt, die Priesteramtskandidaten in der Moral zu unterrichten, noch sind sie Anweisungen für den Moralunterricht des Volkes und der Jugend. Wie die Jesuiten die Sittenlehre im Volksunterricht behandeln, kann man im

dritten Bande von Deharbes Katechismuserklärung (Paderborn, bei Schöningh) sehen; wer sich flüchtig umsehen will, mag ein paar Seiten des ersten Abschnitts über die Gebote und die Liebe, dann einiges aus der Erklärung des sechsten und des achten Gebotes lesen; besonders der Schluß des Abschnitts über die Büge (auf Seite 421 der zweiten Auflage) wird ihn interessieren. Gury und die übrigen sind Anweisungen zur Ausübung des priesterlichen Richteramtes. Die katholische Kirche erklärt den Beichtstuhl für ein forum internum, wo der Priester an Gottes Stelle zu richten und je nach der Schwere der Sünden und der Gemütsverfassung des Sünders loszusprechen oder die Losprechung zu verweigern und Strafen zu verhängen habe. So wenig wie der weltliche Richter mit dem „großen Prinzip der Gerechtigkeit,“ so wenig kommt der geistliche bei jenem Geschäft mit den „großen Prinzipien der Sittlichkeit“ aus; beide brauchen ein Gesetzbuch und dessen Erläuterung an einzelnen Fällen, also eine Kasuistik. Freilich geht nach meiner heutigen Überzeugung dieses Richteramt eines Menschen in foro conscientiae wider die Vernunft (nicht unbedingt wider die Schrift; Matth. 18, 18 und Joh. 20, 23 können so oder anders erklärt werden, wer — wenn er nicht Papst ist — will das unfehlbar entscheiden?), aber meine subjektive Vernunft und die von Millionen andern Menschen giebt natürlich keinen Grund ab für die römische Kirche, ihr Lehrgebäude umzubauen, und so lange jenes Richteramt dazu gehört, wird man ihr auch die Beichtstuhlkasuistik lassen müssen.

Übrigens ist auch abgesehen von jenem angeblichen Richteramt ohne alle Kasuistik nicht gut auszukommen. Der Priester soll auch Seelenarzt und Seelenführer sein, und ich glaube, auf diese beiden Ämter werden selbst die evangelischen Geistlichen nicht ganz verzichten wollen, und möglicherweise werden sie ihnen wider Willen zuweilen aufgenötigt. Gewiß sind die meisten Menschen so geartet, daß sie bei ihrem Handeln eher nach der äußern Schranke des Strafgesetzes als nach der innern des Sittengesetzes fragen. Gewiß haben viele den Begriff der Sünde längst in die Kumpelkammer des Aberglaubens verwiesen. Wahrscheinlich fehlt es auch nicht an hochgemuten Seelen, die fest in ihrem Gott wurzelnd, zwischen diesem und sich außer Christus keinen andern Vermittler dulden noch brauchen und jederzeit dessen gewiß sind, daß Gottes Wille auch ihr Wille, oder was dasselbe ist, ihr Wille Gottes Wille sei, und die daher weder fehlgehen noch sündigen können. Aber sollten alle jungen Leute ihrer Sache schon so gewiß sein? Sollte nicht manchmal einer das Bedürfnis haben, einen zuverlässigen ältern Freund zu fragen, ob dies oder jenes erlaubt sei? Und ist das dann nicht Kasuistik? Ist es so gar gewissenhaft, die Leute laufen zu lassen, bis sie die Belehrung vom Arzt empfangen oder — vom Strafrichter? Man redet und schreibt viel vom Mißbrauch des Beichtstuhls. Aber solcher Mißbrauch ist, wie die deutsche Schwanke- und die italienische Novellenlitteratur beweist, im Mittelalter weit häufiger gewesen als nach der

tridentinischen Reform. Keine Beachtung verdient der Vorwurf, daß die Kasuistik eine Versuchung für den Geistlichen selbst sei. Ganz ähnlichen Versuchungen sind der Arzt, der Richter, der Künstler und die Angehörigen vieler andern Berufsarten ausgesetzt; das gehört eben mit zum Beruf. Übrigens ist gerade die Versuchung, die aus dem Studium einiger Abschnitte in den kasuistischen Lehrbüchern hervorgehen könnte, kaum der Rede wert. In der Zeit, wo diese Bücher studirt werden, befinden sich die Seelen der Priesteramtskandidaten einerseits in einem solchen Schwunge und andererseits unter dem Druck einer solchen Arbeitslast, daß ungehörige Gedanken gar nicht aufkommen können, später aber, im Amte, denken sie gar nicht mehr daran, den Gury oder Viguori zu studiren. An Versuchungen fehlt's natürlich nicht, aber aus der spitzfindigen Jesuitenmoral entspringen die nicht, sondern aus der derben Wirklichkeit. Damit soll nicht geleugnet werden, daß Auswüchse vorkommen, sowohl lächerliche als gefährliche; ist einmal die Notwendigkeit einer Kasuistik gegeben und wird diese Gegenstand einer besondern Wissenschaft, dann kann es an jenen Verirrungen — nicht eines verdorbnen Herzens, sondern eines spitzfindigen Verstandes, wie Hoensbroech sagt — nicht fehlen; allein für den sittlichen Zustand im großen und ganzen hat das alles nicht viel zu bedeuten. Wenn ich selbst später durch Lebenserfahrung, durch philosophische und naturwissenschaftliche Erwägungen und durch den geistigen Umgang mit den deutschen Klassikern Anschauungen gewonnen habe, die der Puritaner lax oder gar verwerflich nennen würde, so bin ich mir bewußt, darin nicht in Übereinstimmung mit der Jesuitenmoral, sondern im Gegensatz zu ihr zu stehen.

Einige Früchte, die ich aus Loriners Jesuitenmoral davongetragen und nicht preisgegeben habe, sind gar nicht zu verachten. Zwar einer der von ihm oft eingeschärften Ratschläge, den er in das Wort: *timeo virum unius libri* kleidete, habe ich vom ersten Augenblick an bis heute gründlich vernachlässigt: die Zahl der Bücher, die ich theils freiwillig verschlungen, theils unfreiwillig hinuntergewürgt habe, ist Legion; nur gerade zum Studium des einen Buches, dem er den ersten Rang nach der heiligen Schrift einräumte, der Summa des Thomas von Aquino, bin ich merkwürdigerweise niemals gekommen. Aber drei andre Ratschläge habe ich treu befolgt. Erstens den, niemals faul zu sein; vor Zeitvergeudung und Müßiggang, soweit dieser nicht zur Erholung notwendig ist, pflanzte er uns einen wahren Abscheu ein. Zweitens mahnte er unablässig in Beziehung auf Predigt und sonstige Ausübung des Lehramts: immer einfach, schlicht und klar reden, dem gemeinen Mann verständlich; keine Floskeln und Redensarten machen, sondern nur sachliche Belehrung dar bieten! So oft ich dieser Regel einmal untreu werden wollte, durch Eitelkeit verführt (nicht zu reden von den Fällen, wo man „kohl“, weil man schlecht vorbereitet ist), folgte die Strafe stets auf dem Fuße nach. Ein solcher Fall steht mir besonders lebhaft vor Augen. In der Filialkirche zu S., in einer

ganz protestantischen Gegend, hatte ich immer vor leeren Bänken zu predigen. Einmal aber, als ich an einem schönen Sonntag Nachmittag eine Beerdigung abhielt, ging die ganze protestantische Bauerschaft mit. Ich beschloß, die Leichenrede in der Kirche zu halten, und diese war dicht gefüllt. Dieser ungewohnte, erhebende Anblick begeisterte mich zu einigen Phrasen im Stile von Bossuets oraisons funèbres, und da — blieb ich schmähslich stecken. Drittens schärfte er uns die Wichtigkeit der sancta indifferentia ein, des aus dem Vertrauen auf Gott und dem Gehorsam gegen seinen Willen entspringenden Gleichmuts, der sich weder durch Glück und Unglück, noch durch Lob und Tadel, namentlich nicht durch wirkliche oder scheinbare Erfolglosigkeit des Wirkens und durch Nichtanerkennung erschüttern läßt, eine Eigenschaft, die nach Bartels (Grenzboten Heft 10) die heutigen Litteraten gut brauchen könnten. Sancta ist nun freilich die Indifferenz bei mir nicht geblieben; mit der Zeit entwickelte sich eine ganz gewöhnliche Wurschtigkeit daraus, die sich dann später wieder ein wenig philosophisch veredelte durch die Einsicht, wie wenig der Einzelne im Weltgetriebe zu bedeuten hat, wie unabänderlich der Weltlauf ist, und daß einem jeden seine Stellung darin angewiesen und das Maß seines Einflusses zugemessen ist. Jedenfalls habe ich auf keiner der drei Entwicklungsstufen ungünstige Urteile übelgenommen, und manche originelle Wertschätzungen haben mir aufrichtig Spaß gemacht. So traf ich einmal ein mir bis dahin unbekanntes Gemeindeglied im Wirtshause. Der Mann äußerte seine große Freude über das Glück, meine persönliche Bekanntschaft zu machen, und sagte: „Ach wie erbaue ich mich an Ihren herrlichen Predigten! Ich bin nämlich taub und verstehe kein Wort. Da habe ich denn wahre Qualen ausgestanden unter Ihrem Vorgänger, der mit seiner Quassellei gar nicht fertig wurde, aber Sie machens so schön kurz!“

Vielleicht würde ich mir diese drei Eigentümlichkeiten auch ohne Vorinser angeeignet haben; entsprächen sie nicht meiner Natur, so würden seine Mahnungen kaum so nachhaltig gewirkt haben. Aber feste Gewohnheiten sind höchst wertvoll für die Charakterbildung, und darum auch kräftige Anstöße zur Annahme solcher Gewohnheiten. Solche Anstöße sind im Alumnat um so kräftiger, als der Vorsatz, gewisse Gewohnheiten anzunehmen, vor dem Angesichte Gottes, zwischen Himmel und Hölle gemacht wird, in den Exerzitien, die damals Vorinser ebenfalls leitete; von diesen geistlichen Übungen hat der Spiritual eben seinen Namen. Große Exerzitien wurden beim Eintritt und vor der Priesterweihe, kleinere, die nur zwei oder drei Tage dauerten, dreimal durchgemacht: vor den niedern Weihen und vor der Übernahme des Subdiaconats und des Diaconats. Das Wesen der ignatianischen Exerzitien hat Ranke in seiner Geschichte der römischen Päpste (6. Auflage) auf Seite 149 des ersten Bandes richtig dargestellt; was man dabei persönlich erlebt, darüber spricht man natürlich nicht.

Der dritte Lehrer, der den Titel Regens führte und die Ökonomie verwaltete, trug Katechetik und Homiletik sehr anziehend und praktisch vor, leitete die Übungen in der Domschule und die ersten Predigtversuche. Er war ein stiller Mann von etwas scheuem Wesen und verschwand zu unsrer Betrübnis kurz vorm Schluß des Kursus. Wir haben niemals genau erfahren, was aus ihm geworden ist; es hieß, er sei mit einer Dame nach Afrika durchgegangen. Außerdem hielt der Direktor des katholischen Schullehrerseminars Vorlesungen über Pädagogik, und der Domorganist Hahn unterrichtete im Kirchengesang. Zwei junge Geistliche, Senioren genannt, versahen untergeordnete Obliegenheiten; sie leiteten die Morgen- und Abendandachten, drillten uns für den Akoluthendienst im Dome, leiteten die liturgischen Übungen und verkündigten die Anordnungen der Oberrn. Der eine, ein lustiger Bruder, gewöhnlich Blechmichel genannt, spendete uns am 27. Dezember in der Kapelle den Johanniswein. Der Ausspender spricht zu jedem, indem er ihm den Kelch reicht: *bibe caritatem beati Johannis*. Ich nippte höchst andächtig und bescheiden, wie es meiner Ansicht nach einem Sakramentale, wenn es auch kein Sakrament war, gebührte, und entsetzte mich nicht wenig, als Michel, nachdem er die Formel heruntergeplappert hatte, scheltend beifügte: „Dummer Kerl, so nimm doch en orntlichen Schluck, 's ja genug doa!“ Ich gehorchte natürlich und fühlte mich wundersam gelabt durch den köstlichen Trank. Die Herren am Dome haben einen viel zu guten Geschmack, als daß sie den Mumen die johanneische Liebe in Gestalt eines Kräzers eingießen sollten.

An den Sonn- und Feiertagen wohnen die Mumen dem Gottesdienste im Dome bei, und einige von ihnen haben als Akoluthen zu dienen, deren Zahl bedeutend ist, wenn ein Bischof oder infulirter Prälat zelebrirt. Denn außer dem eigentlichen Altardienste giebt es da allerlei Pagedienste zu verrichten: der eine hat dem Herrn, so oft er sich von seinem Sitze erhebt, das Schoßtuch, ein andrer die Mitra abzunchmen, ein dritter den Hirtenstab zu reichen oder wieder in Empfang zu nehmen, ein vierter für die Handschuhe einen silbernen Teller bereit zu halten, ein fünfter das Buch vorzuhalten, wenn etwas zu beten oder zu singen ist, ein sechster, auch am hellen Tage, mit einer Kerze zu leuchten, die freilich, wie jeder Gegenstand und jede Handlung, symbolische Bedeutung hat u. s. w., der Kardinal erfordert außerdem noch einen Schleppträger. Der Gottesdienst im Breslauer Dome ist oder war damals wenigstens so ideal schön, daß ich schon als Student nicht gern in eine andre Kirche ging. Jetzt lernte ich außer dem Hochamt auch die Nachmittags- und Abendgottesdienste kennen, die in dem Breviergebete bestehen, das an den Feiertagen und an ihren Vorabenden von der Domgeistlichkeit gemeinsam und feierlich verrichtet wird, während es sonst jeder für sich verrichtet. Figurirte Musik auf dem Chore, Psalmodyen kräftiger Männerchöre und kurze Soli in gregorianischem Gesang verschlingen sich hier mit dem aus Schriftabschnitten,

Kirchenväterhomilien, Hymnen und Gebeten bestehenden Texte zu einem kunstvollen Bau, dessen Seele die Idee des Festes ist. Protestanten, denen der Gedanke eines Kultus im strengen Sinne des Wortes, d. h. einer Gott dargebrachten äußerlichen Huldigung, fremd ist, und die ja auch den Text nur unvollkommen verstehen, fühlen sich durch das höfische Zeremoniell eines Domgottesdienstes entweder fremdartig berührt oder geradezu abgestoßen. Der Katholik dagegen, der in jenem Gedanken aufgewachsen ist, sieht dort sein Ideal eines solchen Dienstes verwirklicht: eine Zahl der Würde nach abgestufte Hofbeamten, die einander gegenseitig Ehre erweisen, und deren in der Pracht der Gewänder und dem Maß der entgegengenommenen Ehren sichtbar werdende Abstände die Phantasie stufenweise zu dem Throne des unsichtbar anwesenden Königs der Ewigkeiten hinaufleiten. Wird alles sauber ausgeführt, dann nimmt es sich auch, ästhetisch betrachtet, sehr gut aus. So z. B. das Vorsingen der Antiphonen bei den Vespern. Jedem Psalm wird ein Antiphon genannter Schriftvers voraus- und nachgeschickt. Ein Vorsänger, begleitet von einem Zeremoniar im Prachtmantel, schreitet zum Zelebrirenden hin, der sich von seinem Sessel erhebt. Die beiden begrüßen ihn mit einer Verbeugung, die er erwidert. Dann stimmt der Vorsänger die Antiphon an, nur die Anfangsworte, und der andre wiederholt sie. Dann bekomplimentiren sie sich wieder gegenseitig, der eine setzt sich, die andern kehren auf ihren Platz zurück. Die übrigen Antiphonen werden in derselben Weise den anwesenden Domherren vorgesungen, vom vornehmsten, also vom Bischof, wenn dieser der Feier beivohnt, anzufangen, und Förster sang an Weihnachten sein *redemptionem misit dominus* prachtvoll. Einen gemischten Eindruck freilich machte es, wenn der Präsentor den alten Ritter mit den Worten begrüßte: *et tu puer*, und einen ganz ungemischten in der dem Försterschen entgegengesetzten Richtung, wenn dieser antwortete. Ritter hatte uns im Kolleg schon auf die musikalischen Überraschungen vorbereitet, die unser warteten. 's ist unglaublich, meine Herren, sagte er einmal, ich kann nicht unterscheiden, ob ein Ton hoch oder tief ist; ich habe auf meine alten Tage noch beim Domkapellmeister Gesangstunde genommen, aber es nützt alles nichts. Zelebrierte er selbst, dann standen die unter den Koluthen, die ihm ins Gesicht zu sehen hatten, Todesangst aus; denn er nahm die Sache ungeheuer ernst und strengte sich furchtbar an, um es recht schön zu machen, und so begleitete er denn seine fabelhaften Töne und Tonfolgen mit beinahe noch fabelhaftern Grimassen. Wenn er nicht zu singen hatte, der Alte, so verdarb er die Feier durchaus nicht; im Gegenteil, in seinen Prälatengewändern sah er mit seinem altmodischen Gesicht aus wie ein leibhaftiger Kirchenvater. Außer ihm gab es noch ein paar Domherren, die manchmal durch Gesang oder Haltung die Harmonie störten, außerdem einige plärende Vikare von würdeloser Haltung. Doch, wie nach Goethe Salomon zur Königin von Saba sagte, als ein Diener eine von dieser dargebrachte

Vase zerschlug: Es können die Eblis, die uns hassen, vollkommenes nicht vollkommen lassen; der Gesamteindruck ward dadurch nicht beeinträchtigt. Es versteht sich, daß die Zeremonien der Karwoche, an denen der Lamentationen wegen auch ein größeres Publikum teilzunehmen pflegt, einen besonders tiefen Eindruck machten.

Von Ostern ab litt ich am Wechselfieber, wozu dann noch ein Bluthusten kam. Ich war sehr elend, aber nicht in dem Grade, daß ich an der Vollenbung des Kursus gehindert worden wäre. Am 28. Juni 1856 empfangen wir die Priesterweihe. Die katholische Kirche lehrt, daß die drei Sakramente der Taufe, der Firmung und der Priesterweihe der Seele einen character indelebilis eindrücken, und die Exerzitenmeister verfäumen nicht, den Glauben tief einzuprägen, daß an der Seele des unwürdigen Priesters — und ein abtrünniger Priester ist allemal auch ein unwürdiger — dieser unauslöschliche Charakter zum höllischen Brand- und Schandmale werde. Diese furchtbare Vorstellung, die mit Hilfe furchtbarer Psalmenworte reich ausgemalt wird, ist es vorzugsweise, was den katholischen Geistlichen so fest an sein Amt fesselt, daß ein Austritt oder, wie es im amtlichen Kirchenstile heißt, ein Abfall zu den seltensten Ereignissen gehört; bei längerer Amtsführung kommt dann natürlich noch ein Geflecht von gemüthlichen und Interessenbeziehungen, von Parteianschauungen und Vorurteilen hinzu. Nicht bindet ihn, wie den Ordensmann, ein Gelübde. Nicht einmal einen eigentlichen Amtseid leistet er. Dessen Stelle vertritt ein einfaches Versprechen. Nach empfangener Weihe kniet der Neupriester vor dem auf seinem Stuhle sitzenden Bischof nieder, legt seine Rechte in die Rechte des Bischofs, und dieser spricht: *promittis mihi et successoribus meis obedientiam?* Der Geweihte antwortet: *promitto*, und küßt den Amethyst des bischöflichen Ringes. In den Worten: *et successoribus meis* liegt, daß es ein Versprechen fürs Leben ist. Die Gesellschaft bedarf solcher lebenslänglichen Bindungen, aber für den Einzelnen, der sich bindet, sind sie bei der Veränderlichkeit aller irdischen Dinge ein ungeheures Wagnis. Wenn nicht glücklicherweise bei der Schließung der leiblichen wie der geistlichen Ehe Leidenschaft und jugendlicher Enthusiasmus mitsprächen, würden die Eheschließungen selten werden. Andererseits würde die Gesellschaft erstarren, wenn in den zahlreichen Fällen, wo sich bei einem solchen heiligen Bunde Inhalt und Form nicht mehr decken, keiner den Mut hätte, sein voreilig gegebenes Wort zurückzunehmen.

